

Neue schweizerische Lyrik

Autor(en): **Moser, Gertrud / Frey, Hermann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 24

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748321>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Neue schweizerische Lyrik.



Gedichte von Gertrud Woker.

Die Mondfee.

Sinnend ist das Mondenlicht
Durch den stillen Wald gegangen
Und das Schimmerhaar der Fee
Blieb im Tanngeäste hangen.

Um die alten, düstern Föhren
Flimmern silberhelle Kreise —
Daß sie nicht den Zauber stören,
Atmen Wind und Wellen leise —

Weich und schmeichelnd kost die Luft. —
Seltsam Zittern in den Bäumen —
Von des Mondenhaares Duft
Lichtverklärt die Wipfel träumen. —

Vom verwunschenen Seelchen.

Siehst du den Felsen stolz und hart und hehr?
Schwarzgraue Wolken fliegen um ihn her
Gleich einem schweren, bösen Zauberfluch.
Und doch — es wohnt im freudelosen Stein
Ein Seelchen zart und hell und sonnenrein.
Allabends weckt es ein geheimer Spruch,
Dann spannt es seine weißen Flügel aus
Und flattert suchend um sein finstres Haus
Und fragt der Sonnenfäden scheues Licht:
„Sahst ihr noch nichts von meinem großen Glück?“ —
Als Tränlein rinnt es ins Gestein zurück,
Enttäuscht und weh — Erlösung fand es nicht. —

Das Märchen von der Liebe.

So stille war es, daß mir schien vom Strauch
Hör' ich die weißen Fliederblüten fallen,
So seltsam war's, als fühlte ich den Hauch
Des Mondenschleiers beim Vorüberwallen —
Und in mir selbst war alles wie verklärt.
Der Seele Stimmen hab' ich zugehört: —
Das klang so wundersam, so leuchtend rein,
So selig in die Sternennacht hinein —
Das klang so süß — das Märchen von der Liebe.

Himmelsblau.

Die Wolken tanzen grau in grau
Und drohen wie Gespenster;
Am Himmel nur ein Fleckchen Blau
Grad über meinem Fenster.

Das scheint so freundlich, scheint so licht; —
Ich kann es kaum verstehn,
Daß mit verdrießlichem Gesicht
Die Menschen draußen gehn.

Sie sehn den Himmel grau in grau,
Sie sehen rings Gespenster —
Ich achte nur das Fleckchen Blau
Grad über meinem Fenster.

* * *

In den Winkeln meiner Seele
Hat die Sonne sich gefangen
Und vom hellen Himmelsblau
Blieb ein strahlend Lichtchen hangen,
Das mir leuchtet in der Nacht,
Das mich wärmt so leis und sacht
Mitten in dem Frost der Welt.
Kann nicht zagen, kann nicht bangen —
In den Winkeln meiner Seele
Hat die Sonne sich gefangen.

* * *

In das Blau der Frühlingsnacht
Flicht ein heller Dämmerstreifen
Sein versonntes, mattes Gold. —

In dem Blau der Frühlingsnacht
Flicht ins Haar den goldnen Reifen
Sich das Märchen Wunderhold. —

* * *

Im verklärten Frühlingsblau
Sonne ihre Silberfedern
Feine, weiche Taubenwölkchen.
Feine, weiche Taubenwölkchen
Tragen wundersames Leuchten
Traumhaft durch versonntes Blau.

Die Tanne.

Wo einst der Pfad sich längs der Felsenwand,
Zu Sankt Beatens Klause niederwand,
Steht eine Tanne mit gebeugtem Haupt —
Ihr Stamm ist tot, die Äste sind entlaubt —
Mitleidig Epheu kleidet sie in Grün.

Und einst, da stand sie da, so groß und kühn,
Als Königin. Man sah vor ihren Zweigen
Die Bäume rings die stolzen Kronen neigen —
Die Sonne heute ihr den ersten Gruß,
Der Morgenwind den ersten scheuen Kuß.

Zum Himmel hob sie sehrend ihr Gesicht,
Der war so schön, dort wohnte goldnes Licht —
Sie wollte wachsen bis zum Himmelstor,
Sie wollte klimmen bis zum Licht empor! —
Da stieß sie an des Felsens Wölbung an.

„Ich breche dich, ich will empor, wohlan!“
„Ich beuge dich“, sprach drauf der kalte Stein;
„Was willst du größer als der Felsen sein!“ —
Nach hartem Kampfe gab die Tanne nach; —
Sie beugt ihr Haupt. — Gebrochen ob der Schmach,
Ins Herz getroffen sieht sie langsam hin. —
Mitleidig Epheu kleidet sie in Grün.

Gedichte von Hermann Frey.

Schwertlilie.

Fremd blieb mir das Gesetz, das dich gefügt;
Ich sah, wie seltsam quellend sich aus blauen
Schaumwolken schöne Rätselformen bauen,
Und habe sorglos schauend mich begnügt.

Jetzt welfst du hin und kein Erinnern bannt
Den Zauber deines Seins zurück ins Leben,
Bei giftig süßen Düften ein Erbeben
Sagt mir allein: Ich habe dich gekannt.

Der Park.

Glück war es, wenn an vollbelaubten Kronen
Das Maß der Fernen gleitend sich erschloß,
Sie lehrten mich den Raum, den wir bewohnen,
Bis er mich wie ein weiches Kleid umfloß.

Nun krankt die Luft am Wirrnis leerer Zweige,
In arme Brocken brach der weite Plan;
Ich schreite staunend die vertrauten Steige,
Ein wesenfremdes Leben sieht mich an.

Abend.

Zwischen den Stämmen, die den Plan zerstückten,
Zittert ein blasser Nebel in weichen Wellen,
Und die Schatten, die wolfig den Körpern entquellen
Schlagen von Wesen zu Wesen vereinende Brücken.

Wenn kein farbiger Strahl mehr das Auge verleitet,
Folgt die Seele vertrauend der eigenen Schwere,
Wärme fühlt sie sich in der unendlichen Leere,
Die sie, gelöst von Wunsch und Furcht durchschreitet.

Aber ein silberner Strahl befreit den Raum,
Gelbe Lichter schließen sich flammend zur Kette,
Vielheit Alles! Ein Da und Dort! Ich rette
Schamvoll aus dem Gelärme der Welt meinen Traum.

Auf der Brücke.

Kein Wellenschlag; ein großer Lauf.
Der Wipfel grünes Rund verschwimmt;
Doch die sich selbst verloren, nimmt
Sanft neue fremde Einheit auf.

Und aus der Blüte bunter Farben
Reißt auf ein weites Ruheland,
Die Seele, Irrens müde, fand
Ihr Glück, als Lärm und Kleinheit starben.

Nacht.

Lieb erhellte Weiten
Sind ein fremder Traum.
Zages, farges Schreiten
Schon erschöpft den Raum.

Wenig Lichter ragen,
Tun dem Auge kund:
Dieses schmale Rund
Soll dein Leben tragen.

Schwarze Schlünde drohn
Kings vom nahen Rande,
Schöner Sterne Hohn
Lockt in ferne Lande.

Im Regen.

Ein graues Glänzen überzuckt die Flut,
Im Sonnenlosen lösen sich die Massen,
Verzitternd lebt, was vordem groß geruht,
Und jedes Wesen friert und steht verlassen.

Ein spätes Boot zieht seine stille Bahn,
Ich sinke haltlos tief in Traurigkeiten,
Ich weiß nicht, kündigt sich ein Ende an,
Ich fühle schmerzhaft nur ein müdes Gleiten.

Frost.

Der Nebel nagt
An grauen Mauern.
Der Regen jagt
In stoßenden Schauern.
Der Frost schleicht sacht
In alle Poren,
In stummer Schlacht
Ist das Land verloren.
Der König lebt,
Wer mag ihn retten?
Das Herz verbebt
In eisigen Ketten.

Wir.

Du — und dein Lachen, wenn du dich
Von Furcht und Not im Spiel befreist,
Und noch die letzte Frist zum Glück
Dem Tanz an steilen Schlünden weihst;

Du — und dein Weinen, wenn ein Land
Nach dem du sehnend langst, entrollt,
Und kindisch trozend dann dein Mund
Mit Gott, der dich betrogen, grollt;

Ihr gebt das Lied, so seltsam zart,
Dem ich mit stillem Spott gelauscht,
Und das nun, fremd und heißgeliebt
Als Grundklang durch mein Leben rauscht.

